

4 PSYCHOLOGISCHE ERZÄHLFORSCHUNG UND NARRATIVE KOMPETENZ

Stellt man sich die Frage, in welchem Ausmaß und in welcher Weise der interdisziplinäre Diskurs über Erzählungen und Narrativität in die Psychologie Eingang gefunden hat, so lässt sich ein recht heterogenes Bild gewinnen. Während von Seiten der Psychologen, die an einer naturwissenschaftlichen oder streng nomologischen Wissenschaftsorientierung festhalten, diese Entwicklung manchmal kritisiert, meistens aber eher ignoriert wird (eine wichtige Ausnahme bildet hier die Gedächtnispsychologie), entdecken etwa seit den 70er Jahren immer mehr am sogenannten *qualitativen* oder *interpretativen Paradigma* orientierte Psychologen Bereiche wie die *Erzählforschung* oder *Biographieforschung*.¹ Musste man sich vor mehr als einem Jahrzehnt noch gegen den Vorwurf verteidigen, mit dem Interesse an autobiographischen Erzählungen lediglich an einer »Modeerscheinung« zu partizipieren, deren Beitrag zum wissenschaftlichen Tagesgeschäft allenfalls im Sinne einer »heuristische[n] Funktion im explorativen Prozess der Hypothesenbildung« (Straub 1989: 6) anzusetzen ist, so kann man mittlerweile von der Existenz einer eigenständigen, interpretativ oder hermeneutisch ausgerichteten, psychologischen Textwissenschaft ausgehen (zur narrativen Wende in der Psychologie vgl. Billmann-Mahecha 1998).

Infolge der Rezeption angelsächsischer Beiträge fand in die Veröffentlichungen im deutschsprachigen Bereich in den vergangenen Jahren immer häufiger auch der Titel *narrative Psychologie* Eingang, unter dem spezifisch psychologische Interessen, Kompetenzen und Belange am Verfassen, Vermitteln und Verstehen von Erzählungen thematisiert werden. Dieser Terminus ist auf einen im Jahr 1986 von Theodore Sarbin herausgegebenen Sammelband mit Aufsätzen verschiedener Autoren zurückzuführen, die ganz unterschiedlichen psychologischen Teildisziplinen angehören, bei ihren Ausführungen aber allesamt auf das Prinzip der Narrativität Bezug nehmen (Sarbin 1986b). Manche Psychologen werten

1 Zum Themengebiet qualitative Methoden/qualitative Sozialforschung vgl. etwa den Sammelband von Flick et al. (1991) sowie Bohnsack (1993). Einen Überblick bieten auch Groeben/Erb (1997) sowie Appelsmeyer/Kochinka/Straub (1997).

diese Veröffentlichung als den »Anfang dieser allgemeinen Bewegung« (Polkinghorne 1998: 14), der sich aus heutiger Sicht bereits eine Vielzahl von Publikationen zuordnen lassen.

Diese Verbreitung narrativer Ansätze ist aber nicht nur mit einem wachsenden Interesse an Erzählungen zu begründen, sie weist auch eine anthropologische Komponente auf. Erzählen wird immer häufiger als ein grundlegender und konstitutiver Zug menschlichen Daseins aufgefasst, der auf gleicher Ebene mit anderen wichtigen Bestimmungsmerkmalen menschlicher Existenz anzusiedeln ist. Dieser Gedanke findet sich schon sehr früh bei Alasdair MacIntyre (1984: 216) in der Beschreibung des Menschen als »storytelling animal« und findet ein aktuelles Pendant in Boesch's Rede vom »Homo narrator« (Boesch 2000). Damit soll freilich nur ein Aspekt des Menschseins herausgegriffen werden, aber eben doch ein fundamentaler und von der Psychologie lange Zeit sträflich vernachlässigter Aspekt.

Im Folgenden wird es darum gehen, einige Grundgedanken einer Psychologie zu rekapitulieren, die den Begriff der Erzählung bzw. des Narrativs ins Zentrum ihrer Überlegungen stellt. Bedingt durch unser Interesse am »Führen am Abwesenden« liegt der Schwerpunkt der Untersuchung dabei auf dem Aspekt der narrativen Kompetenz, wie er im Bereich der Psychologie vor allem durch die Veröffentlichungen von Jerome Bruner Verbreitung fand. Zunächst gilt es jedoch, einige Aspekte des veränderten Wissenschaftsverständnisses zu skizzieren, das einerseits in der Aufnahme konstruktivistischer Ansätze und andererseits in der Etablierung eines interpretativen Paradigmas in der Psychologie zum Ausdruck kommt. Am Ansatz von Bruner soll dann vor allem die Bedeutung und Funktion des Begriffes der narrativen Kompetenz herausgearbeitet und vor dem Hintergrund der in der vorliegenden Arbeit angestellten Überlegungen erweitert werden.

4.1 Die konstruktivistische Wende in den Sozialwissenschaften

Die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts einsetzende, grundlegende Erschütterung des Bildes von den Sozialwissenschaften, demzufolge mit Experimenten und ausgeklügelten Messverfahren nach dem Vorbild der Physik »der Welt« auf den Leib zu rücken ist, um so »die Wahrheit« objektiv, exakt und endgültig an den Tag zu bringen, hat auch in der Psychologie ihre Spuren hinterlassen. Nicht selten war und ist von einem »Niedergang des Positivismus« die Rede, von der Notwendigkeit einer Auseinandersetzung mit der »postmoderne[n] Kritik an der modernisti-

schen Erkenntnistheorie der Human- und Sozialwissenschaften« (Polkinghorne 1998: 12) oder von einem »weitverbreitete[n] Unbehagen sowohl an der rationalistischen als auch an der empiristischen Auffassung, wie ›Wirklichkeit‹ konstruiert wird und wie wir ein Verständnis unserer Welt(en) erlangen« (Bruner 1998: 48).

Als Reaktion auf das damit in etlichen Punkten brüchig gewordene Wissenschaftsverständnis gewannen konstruktivistische und hermeneutische Ansätze im Laufe der vergangenen drei Jahrzehnte in starkem Ausmaß an Bedeutung. Dabei ist jedoch anzumerken, dass diese keineswegs eine einheitliche Auffassung vertreten, sondern sich eher durch eine bemerkenswerte Heterogenität auszeichnen (vgl. Mancuso 1996). Mit Ricœur haben wir bereits im vorangehenden Kapitel einen Vertreter der Hermeneutik kennen gelernt, dessen Beiträge (vorwiegend aus geschichtsphilosophischer Sicht) den Diskurs über Narrativität entscheidend geprägt und vorangebracht haben. Was die Interpretation sprachlichen Handelns und das Problem des Verstehens angeht, so wäre hier auch Gadamer (1986) zu nennen, der unter dem Begriff der »Horizontverschmelzung« einige der in dieser Arbeit interessierenden Aspekte behandelt hat. Um eine wissenschaftliche Textinterpretation, mit der vor allem der latente Bedeutungsgehalt ans Tageslicht gefördert werden soll, bemühen sich darüber hinaus auch Vertreter der Tiefenhermeneutik wie Lorenzer (1972, 1977, 1988), Leithäuser/Volmerg (1988) oder König (1993).

Was den sozialkonstruktivistischen Diskurs angeht, so wären für den deutschsprachigen Raum neben der klassischen Arbeit von Berger und Luckmann (1969) und den Schriften von Luhmann (vgl. 1980, 1988) auch die neueren Beiträge von Laucken zu nennen (vgl. 1995, 1996, 2000). Im angelsächsischen Raum kann wohl Kenneth Gergen als einer der bekanntesten Vertreter des »social constructionism« bezeichnet werden (vgl. Gergen 1985, 1996, 1998, 1999). Sowohl Gergen als auch Bruner, mit dem wir uns im weiteren Verlauf dieses Kapitels eingehend beschäftigen werden, beziehen sich häufig auf die Arbeiten von Nelson Goodman, der als ein Vorreiter und Vordenker der »konstruktivistischen Wende« in der Philosophie und in den Sozialwissenschaften gelten kann. Zum besseren Verständnis von Bruners Position und anderen neuen Ansätzen in der Sozialpsychologie wollen wir auf Goodman kurz eingehen.

Goodman, dessen Arbeiten in der narrativen Psychologie im angelsächsischen Sprachraum einen hohen Bekanntheitsgrad besitzen, kann als einer der prononciertesten Vertreter der Ansicht gelten, dass es nicht eine einzige und für alle verbindliche Wahrheit über »die Welt« gibt, sondern dass »viele verschiedene Welt-Versionen unabhängig voneinander von Interesse und Wichtigkeit sind, ohne dass wir im mindesten zu

fordern oder voraussetzen hätten, sie ließen sich alle auf eine einzige, grundlegende reduzieren« (Goodman 1993: 17). Bei der Frage nach der »Kompatibilität« von Welten bewegt sich Goodman auf einer formalistischen Ebene und beschäftigt sich mit der Analyse einzelner Sätze, die er im Hinblick auf ihre logische Widerspruchsfreiheit untersucht. In einer ganzen Reihe von Fällen lässt sich mit diesem Verfahren zeigen, dass inkompatibel erscheinende Sätze miteinander »versöhnt« werden können, indem man sie relativiert und verschiedenen Unterklassen derselben Welt zuordnet. So sind beispielsweise »die Aussagen, dass der Apfel weiß ist und dass er rot ist [...] beide wahr – für verschiedene räumliche Teile des Apfels« (Goodman 1993: 136). Im Gegensatz dazu lassen sich aber auch Beispiele finden, in denen bestimmte Aussagen voneinander getrennt betrachtet und behandelt werden müssen. Diese gelten als verschiedenen Welten zugehörig und weisen in der Regel auf »Welten im Widerstreit« hin.²

Ein solcher Hinweis auf die Pluralität von Welten führt beinahe zwangsläufig auch zu der Frage, was genau unter »Weisen der Welterzeugung« zu verstehen ist:

»Nachdem die falsche Hoffnung auf eine feste Grundlage verschwunden und die Welt ersetzt ist durch Welten, die nichts als Versionen sind, nachdem Substanz sich in Funktion aufgelöst und das Gegebene als ein Genommenes erkannt wurde, stehen wir nun vor den Fragen, wie Welten erzeugt, getestet und erkannt werden.« (Goodman 1993: 19)

Die Erschaffung neuer Welten im Sinne Goodmans ist keine *Creatio ex nihilo*. Das »Ausgangsmaterial« für neue Welten sind immer bereits vorhandene Weltversionen, die bestimmten Veränderungsprozessen unterworfen werden: »So, in effect, world making involves the transformation of worlds and world versions already made.« (Bruner 1986: 97 über Goodman) Bei genauerer Betrachtung lassen die Weisen der Welterzeugung nicht nur eine gewisse Regelmäßigkeit erkennen, sie beinhalten auch eine Standortbestimmung im Verhältnis zur jeweils vorherrschenden soziokulturellen Praxis und stellen implizit auch ein Verhältnis zur

- 2 Der Übergang von kompatiblen Sätzen über versöhnliche Aussagen hin zu Welten im Widerstreit wird von Goodman schrittweise anhand einer Reihe von Beispielen vollzogen (vgl. Goodman 1993: Kap. VII). Eine Konsequenz aus diesem Vorgehen, die hier nur genannt, nicht aber ausgeführt werden kann, ist, dass die Dichotomie zwischen Wahr und Falsch einer eingehenden Prüfung und Neubewertung unterzogen werden muss. Auch auf eine genauere Bestimmung der Begriffe »Welten« und »Weltversionen« sowie ihrer Relation zueinander muss an dieser Stelle aus Platzgründen verzichtet werden. In diesem Zusammenhang sei auf das von Carol Feldman verfasste Kapitel in Bruner (1986: 93-105) verwiesen.

Tradition bestimmter vorfindbarer Weisen der Welterzeugung dar. Goodman differenziert in diesem Zusammenhang zwischen einzelnen Prozessen der Welterzeugung (wie »Deformation« oder »Gewichtung«), auf die ich hier jedoch nicht näher eingehen werde.

Der Ansatz von Goodman war für die Entstehung der narrativen Psychologie in doppelter Hinsicht bedeutsam. Zum einen wird hier eine Alternative zum gängigen Wissenschaftsverständnis formuliert, die einigen Einfluss auf die Entwicklung im Bereich der Sozialwissenschaften (v.a. im angelsächsischen Sprachraum) hatte und einen wichtigen Beitrag zur interpretativen Wende lieferte. Auswirkungen lassen sich nicht nur bei Bruner, sondern bspw. auch bei Sarbin (1986b) nachweisen, der den Begriff »Narrativ« bereits 1986 zu einer grundlegenden handlungsleitenden Metapher (»root metaphor«) für die psychologische Erkenntnis- und Theoriebildung erklärt hat. In eine vergleichbare Richtung zielt auch die Argumentation von Kenneth und Mary Gergen, wenn sie behaupten, dass viele unserer Erfahrungen nur in Form von Erzählungen formuliert und transportiert werden können und dass Erzählungen deshalb auch für die Präsentation psychologischer Forschungsergebnisse ein unverzichtbares Medium darstellen (Gergen/Gergen 1986: 22-44). Bruners Unterscheidung zweier Arten des Denkens, auf die ich noch zu sprechen kommen werde, knüpft ebenfalls an Goodmans Ausführungen an.

Goodman liefert aber nicht nur einen Beitrag zu dem in der scientific community viel diskutierten Thema, wie Erkenntnis und wissenschaftliche Theoriebildung funktionieren bzw. praktiziert werden sollten. Seine Überlegungen gehen über wissenschaftstheoretische und epistemologische Fragestellungen insofern hinaus, als sie grundlegende kognitive Prozesse beschreiben, mit deren Hilfe wir im Rahmen alltäglicher Ereignisse, Erlebnisse und Erfahrungen unsere soziale Wirklichkeit konstruieren (vgl. Goodman 1987: 13-52, 1993). Dies wird u.a. am Beispiel des »Erzeugens« von Sternen deutlich gemacht, ein Beispiel, das zeigt, dass sogar die uns umgebende gegenständliche Welt mittels kognitiver Konstruktionsprozesse eine Gestaltung erfährt:

»Kurz, Sterne erzeugen wir nicht so, wie wir Ziegelsteine erzeugen; nicht bei jedem Erzeugen geht es darum, Schlamm zu formen. Die Welterzeugung, die hier hauptsächlich zur Debatte steht, ist ein Erzeugen nicht mit den Händen, sondern mit dem Denken oder vielmehr mit Sprachen oder anderen Symbolsystemen. [...] Zweifellos erzeugen wir Versionen, und richtige Versionen erzeugen Welten. Und wie verschiedenen Welten auch von richtigen Versionen sein mögen, richtige Versionen zu erzeugen bedeutet, Welten zu erzeugen.« (Goodman 1987: 69)

Obwohl Goodmans Ausführungen im Rahmen einer Bedeutungstheorie stehen und sich auf einer relativ abstrakten Ebene mit verschiedenen Arten und Möglichkeiten der Referenz beschäftigen, springen doch einige Parallelen zur Präsentation vergangener Wirklichkeit in (autobiographischen) Erzählungen ins Auge. Jeder neue Versuch, sich Stationen der eigenen Vergangenheit narrativ zu vergegenwärtigen, schafft in der Regel eine neuartige Version dieser Vergangenheit mit etwas anderen Gewichtungen und Schwerpunkten, mit neuen inhaltlichen Ausrichtungen ebenso wie mit charakteristischen »Lücken« und »Auslassungen«. Gegebenenfalls wird auch ein neuer Bezugsrahmen geschaffen, der entweder auf einen unterschiedlichen Erzählkontext zurückzuführen ist (»Heldengeschichte« für die Enkel vs. »Berufsbiographie« für die Biographieforscher) oder auf eine Neubestimmung des Individuums beim Umgang mit der eigenen Vergangenheit. Auch in autobiographischen Erzählungen werden also Welten erzeugt und zwar – genau wie bei Goodman beschrieben – durch die Transformation bereits vorhandener Weltversionen. Lebensgeschichten besitzen damit immer einen Bezug zu einer Tradition und können doch die erlebte und erfahrene Vergangenheit in grundlegender Weise neu gestalten.

Goodman hat freilich nicht speziell Alltagserzählungen im Blick, sondern allgemein die Bemühungen von Wissenschaftlern, Malern, Schriftstellern, Patienten in einer Psychotherapie usw., ihre Welten bzw. Bereiche dieser Welten (neu) zu erschaffen und auszugestalten. Wir müssen deshalb noch einen Schritt weiter gehen und uns der Frage zuwenden, in welcher Weise konstruktivistische Ansichten und Vorstellungen speziell in der narrativen Psychologie zum Einsatz kommen bzw. welchen Stellenwert wir narrativen Modi der Welterzeugung, ihren Produkten sowie deren wissenschaftlicher Analyse im Rahmen der Psychologie zuweisen können.

Konstruktivismus und narrative Psychologie

Als prominente Vertreter konstruktivistischer Ansätze im Bereich der Psychologie werden u.a. Jean Piaget, George Kelly, Ernst Boesch, Kenneth Gergen sowie Jerome Bruner genannt.³ Dem Bereich der narrativen Psychologie, der hier von Interesse ist, lassen sich in erster Linie Gergen und Bruner zuordnen. Der zuletzt genannte postuliert einen eigenständigen

3 Eine fundierte Auseinandersetzung mit sozialkonstruktivistischen Positionen bietet Zielke (2004), die am Leitfaden einer kritisch-systematischen Analyse des von Gergen vertretenen »social constructionism« einigen traditionellen und zeitgenössischen konstruktivistischen Gedanken und Positionen in der Psychologie nachgeht; vgl. auch Meinefeld (1995).

gen Modus des Denkens, den er als narrativ bezeichnet und von einem paradigmatischen oder logisch-szientifischen Modus abhebt.

Während sich Piaget vor allem mit dem paradigmatischen Denken intensiv beschäftigt hat und wir mittlerweile einiges über die Entwicklung der mit dieser Art des Denkens verbundenen Kompetenzen wissen, steht im Vergleich dazu die Bestimmung des narrativen Denkens erst an ihrem Anfang (vgl. Straub 1998: 92ff.). Doch liegen auch hier in einigen Bereichen richtungsweisende Beiträge und Ansätze vor, die sich zum Beispiel um die formaltheoretische Bestimmung der Kompetenzen bemühen, die zur Bewältigung des Erzählschemas erforderlich sind oder aber unter entwicklungspsychologischer Perspektive den Erwerb dieser Kompetenzen im Lauf der Kindheitsentwicklung beleuchten (vgl. etwa Peterson/McCabe 1983, Karmiloff-Smith 1986, Bruner 1987, Boucke et al. 1995, Nelson 1996, Quasthoff 1989, 1991, Hausendorf/Quasthoff 1996, Klann-Delius 1999, Habermas/Bluck 2000, Habermas/Paha 2001). Darüber hinaus stößt auch eine ganze Reihe psychologisch relevanter alltagsweltlicher Konstrukte auf immer breiteres Interesse. Die Welten, die wir mit Hilfe von Erzählungen schaffen, sind angefüllt mit handelnden, erlebenden und erleidenden Menschen in allen Stimmungen und Gefühlslagen, die versuchen, Ziele zu verfolgen und ihre Intentionen umzusetzen und denen dabei Glück und Erfolg beschieden ist oder die sich mit Scheitern und Versagen konfrontiert sehen. Kleinere Geschichten und Episoden sind in vielen alltäglichen Situationen von Bedeutung, manche der psychologisch relevanten Themen und Phänomene verdichten sich aber auch in einer Reihe von komplexen, vielschichtigen und mitunter umfangreichen *narrativen Konstrukten*, die es systematisch zu analysieren gilt.

Auch für die Psychologie besteht damit die Notwendigkeit einer interdisziplinären Herangehensweise, wenn man das Phänomen des Sinn und Bedeutung stiftenden narrativen Handelns auf psychologisch relevante Aspekte untersuchen will. Trotz dieser Vielfalt von Perspektiven auf das Phänomen des Erzählens wird aber auch in der Psychologie bei der Beschäftigung mit narrativem Handeln zu wenig auf die intersubjektiven Aspekte eingegangen. Das Erzählen wird von manchen Autoren vor allem als ein subjektzentriertes oder introspektives Unternehmen begriffen, so dass die interaktiven und dialogischen Aspekte des Erzählens von Geschichten, die im Rahmen der vorliegenden Arbeit vorrangig interessieren, etwas in Vergessenheit geraten. So schreibt Polkinghorne in einer Übersicht über Bereiche und Strömungen in der narrativen Psychologie:

»Die narrative Psychologie interessiert sich vor allem für den Vorgang und die Funktionsweise des narrativen Verstehens bei Individuen. Sie befasst sich mit Erzählungen aus der Perspektive der ersten Person: wie Individuen die Erzählung einsetzen, wenn sie ihr Selbst, ihre Handlungen und die Geschehnisse um sie herum begreifen und den Handlungen ihrer Interaktionspartner Sinn und Bedeutung verleihen.« (Polkinghorne 1998: 38)

Es soll hier keineswegs bestritten werden, dass diese »Perspektive der ersten Person« wertvolle Einsichten und Erkenntnisse zur Funktion von Narrativen hinsichtlich des Rekonstruierens, Gestaltens und Begreifens der eigenen und der uns umgebenden sozialen Wirklichkeit beitragen kann. Erzählungen sind aber mehr als psychologisch relevante »Selbstgespräche«, die ausschließlich der individuellen Sinn- und Bedeutungsstiftung dienen. Erzähler wenden sich immer auch an einen Adressaten, bei dem sie etwas erreichen, einen Eindruck hinterlassen und eine geteilte Version vergangener Wirklichkeit herstellen wollen. Erzählungen affizieren die Erwartungen sowie das Denk- und Vorstellungsvermögen des Zuhörers und dienen in grundlegender Weise auch dem *Transfer* von Bedeutungen, mitunter auch der *Einflussnahme* auf den Zuhörer bis hin zu dessen *Manipulation*. Eine narrative Psychologie sollte deshalb bei der Untersuchung des Verfertigens von Erzählungen sich nicht ausschließlich mit der Perspektive der ersten Person beschäftigen, sondern den intersubjektiven Charakter dieses Prozesses stärker berücksichtigen.

Mit Jerome Bruner wollen wir uns im Folgenden einem prominenten Vertreter des narrativen Paradigmas zuwenden, der in seinem interpretativ und kulturpsychologisch ausgerichteten Ansatz systematisch die Funktion und Praxis narrativen Handelns untersucht und im Begriff der narrativen Kompetenz zusammenführt.

4.2 Jerome Bruner: Narrative Kompetenz und bedeutungsvolles Handeln

Der Weg zu einer Psychologie bedeutungsvollen Handelns

Obgleich Bruners Schriften auf den ersten Blick inhaltlich ausgesprochen breit gestreut wirken – von pädagogischen und entwicklungspsychologischen über sozialpsychologische Themen hin zu Rechtspsychologie, Sprachpsychologie und Psychopathologie etc. – und in ihren Zielsetzungen eher heterogen erscheinen, kann man sie bei genauerer Betrachtung auch als Variationen eines grundlegenden Themas verstehen, das das Zentrum von Bruners wissenschaftlichem Interesse bildet. Es ging ihm in

erster Linie um die Erforschung menschlichen Denkens und dabei sah er sich als Repräsentant einer »philosophy of mind and language«, in deren Rahmen er sich einer Tradition zuordnet, die er auf Kant zurückführt. Der besondere Beitrag Bruners zu diesem Thema liegt in dem Hinweis auf den systematischen und allgegenwärtigen Einfluss kultureller Systeme, ohne die weder ein differenzierter Auf- und Ausbau menschlicher Fähigkeiten und Leistungen denkbar wäre, noch eine Reflexion über diese, geschweige denn deren wissenschaftliche Erforschung. Der innere Zusammenhang von Bruners wissenschaftlichem Werk lässt sich aber auch deshalb nicht auf einen Blick erkennen, weil er zwei Paradigmawechsel der Psychologie mit vollzogen und mit gestaltet hat. Man muss nur bedenken, dass Bruner mit seinen Beiträgen zur Etablierung des »New Look in Perception« in den späten 50er Jahren an der Ablösung des Behaviorismus als der führenden Wissenschaftsauffassung beteiligt war, in den darauffolgenden Jahren zu einem wichtigen Vertreter der kognitiven Psychologie wurde, sich seit Mitte der 80er Jahren vom allgegenwärtigen Programm der kognitiven Psychologie distanzierte und gegenwärtig als Vordenker und Repräsentant einer narrativen bzw. interpretativen Kulturpsychologie gilt.

Unser Hauptaugenmerk ist im Folgenden vor allem auf die Veröffentlichungen Bruners gerichtet, in denen er den Begriff der Bedeutung (»meaning«) in das Zentrum seiner psychologischen Forschung zu rücken versucht (vgl. Bruner 1986, 1990, 1996, 1998). Interessant sind dabei zunächst die Gründe, die er für sein »Ausscheren« aus den Reihen der kognitiven Psychologen angibt.⁴ In einem Rückblick über den Entwicklungsverlauf der »kognitiven Revolution«, die er, wie bereits gesagt, maßgeblich mit gestaltet hat, bilanziert er:

»For, at least in my view, that revolution has now been diverted into issues that are marginal to the impulse that brought it into being. Indeed, it has been technicalized in a manner that even undermines that original impulse. That is not to say that it has failed: far from it, for cognitive science must surely be among the leading growth shares on the academic bourse. It may

4 Es sei an dieser Stelle der Hinweis erlaubt, dass Bruners Rückblenden auf den selbst erlebten Abschnitt der Wissenschaftsgeschichte nicht ganz frei von Selbstinszenierung sind. Diese Tendenz, die auch bei der Lektüre der autobiographischen Essays über sein Leben und Forschen deutlich wird (vgl. Bruner 1983), muss in Rechnung gestellt werden, wenn wir uns im Folgenden mit unseren Ausführungen eng an Bruners Darstellung über Wege und Ziele der Psychologie orientieren. Für die Beschäftigung mit Bruners Denken und seinen psychologischen Beiträgen ist das hier gewählte Vorgehen zwar zu rechtfertigen, für eine Rekonstruktion etwa der kognitiven Wende in der Psychologie wären hingegen einige Vorbehalte anzumelden.

rather be that it has become diverted by success, a success whose technological virtuosity has cost dear.« (Bruner 1990: 1)

Im Laufe der Zeit hatte sich die kognitive Psychologie immer konsequenter an (technischen!) Metaphern, wie z.B. der vom Menschen als einer Art Datenverarbeitungsmaschine, orientiert und sich so – trotz der unbestreitbaren Erfolge dieses Ansatzes – immer weiter von ihrem ursprünglich anvisierten Ziel fortbewegt, das Bruner folgendermaßen beschreibt: »That revolution was intended to bring ›mind‹ back into the human sciences after a long and cold winter of objectivism.« (Bruner, 1990: 1) Der Computer war zur vorherrschenden Metapher für den menschlichen Geist geworden, mentale Konzepte und Phänomene – wie zum Beispiel »Erinnerung« – galten als »verstanden«, sobald sie durch ein Computerprogramm simuliert werden konnten (vgl. Draaisma 1999). »Real minds« wurden durch die Konstruktion angeblich komplementärer »virtual minds« erforscht und erklärt, als übergeordnetes Ziel der damit verbundenen Forschungsbemühungen ging es um die Konstruktion einer umfassenden »computational theory of mind«. Aufgrund der zunehmenden Verwendung von Begriffen wie »Input« und »Output« bei der Beschreibung menschlichen Verhaltens und Handelns konnten auch die zu Beginn der kognitiven Wende kritisierten behavioristischen Denkmodelle – in die neue, kognitivistische Terminologie verpackt – wieder Einsatzbereiche finden. Dieser allmähliche Richtungswechsel hatte zur Folge, dass Begriffe wie Geist (»mind«) und Bedeutung (»meaning«) erneut ausgegrenzt wurden (vgl. hierzu auch Zielke 2004).

Bruner sieht für die Psychologie in diesem Punkt erheblichen Handlungsbedarf und fordert, dass die Beschäftigung mit *bedeutungsvollem Handeln* ins Zentrum psychologischer Forschung gerückt wird. Im Vorwort zu »Acts of Meaning« erklärt er programmatisch: »This book is written against the background of psychology today, with its confusions, its dislocations, its new simplifications. I have called it *Acts of Meaning* in order to emphasize its major theme: the nature and cultural shaping of meaning-making, and the central place it plays in human action.« (Bruner 1990, Vorwort: xii) Bedeutungsvolles und bedeutungsschaffendes Handeln, so führt Bruner weiter aus, beruht in unserer Kultur in erheblichem Maße auf sprachlichem Handeln. Deshalb räumt auch Bruner der Auseinandersetzung mit den Inhalten, Eigenschaften und Leistungen von Erzählungen oberste Priorität ein. Wie aber begründet Bruner die zentrale Rolle des narrativ-bedeutungsschaffenden Handelns in Abgrenzung zu den Ansätzen der etablierten kognitiven Psychologie und worin liegt die Besonderheit dieses »Genres« sprachlichen Handelns? Bruner versucht diese und die damit verbundenen Fragen auf einer grundlegenden Ebene

zu klären, indem er Narrativität als einen neuen und eigenständigen Modus des Denkens einführt.

Zwei Arten des Denkens

In Anlehnung an Goodman unterscheidet Bruner zwei Weisen der sprachlichen Welterzeugung in der Psychologie, die miteinander konkurrieren und häufig im Widerstreit liegen. Er charakterisiert sie als *zwei Arten des Denkens* mit Bezugnahme auf die Unterscheidung zwischen dem nomothetischen und dem interpretativen Wissenschafts- und Erkenntnisparadigma. Der paradigmatische (oder logisch-scientifische) Modus des Denkens führt zu Theorien, die sich durch die Verwendung logischer Schemata, durch exakte Beweisführung, einen hohen Formalisierungsgrad etc. auszeichnen. Im narrativen Modus des Denkens entstehen hingegen gelungene Geschichten, überzeugende Darstellungen, charakteristische Situationen, ergreifende Szenen etc. (vgl. hierzu auch Zukier 1986). Bruner betont dabei mit Nachdruck die grundlegende Differenz zwischen diesen beiden Arten des Denkens:

»There are two modes of cognitive functioning, two modes of thought, each providing distinctive ways of ordering experience, of constructing reality. The two (though complementary) are irreducible to one another. [...] Each of the ways of knowing, moreover, has operating principles of its own and its own criteria of well-formedness. They differ radically in their procedures for verification. A good story and a well-formed argument are different natural kinds. Both can be used for convincing another. Yet what they convince of is fundamentally different: arguments convince one of their truth, stories of their lifelikeness. The one verifies by eventual appeal to procedures for establishing formal and empirical proof. The other establishes not truth but verisimilitude.« (Bruner 1986: 11)⁵

Die beiden Arten des Denkens unterscheiden sich nach Bruner aber nicht nur hinsichtlich ihrer Funktion und ihres »inneren Aufbaus«, sie lassen sich sogar auf zwei unterschiedliche »mentale Kategorien« zurückführen.

5 Im zweiten Teil werde ich im Rückgriff auf antike Theorien der Rhetorik genauer untersuchen, was eine Geschichte zu einer »guten« oder »überzeugenden« Geschichte macht. Eine lebensnahe Art der Darstellung (»lifelikeness«) ist dabei nur ein Weg zur Herstellung von Glaubwürdigkeit (»verisimilitude«). Überpointierte Darstellungen und Übertreibungen können hierbei unter Umständen ebenso »angebracht« bzw. effektiv sein wie eine distanzierte Art der Darstellung. Man könnte auch »Übertreibung« und »Objektivität« als unterschiedliche narrative »Strategien« bei der Herstellung von narrativen Weltversionen im Sinne Goodmans bezeichnen.

Während das paradigmatische Denken auf einer Prädisposition zur *kausalen Organisation von Ereignissen* beruht und in einer strengen, logisch formalisierten Sprache seinen adäquaten Ausdruck findet, weist das narrative Denken auf eine Prädisposition hin, die menschlichem Handeln eine *intentionale Organisation* zu Grunde legt (Bruner 1986: 16ff.). Bruner spielt in diesem Zusammenhang – allerdings ohne die Verbindung genauer zu explizieren – auf Kant an und scheint die beiden angesprochenen Organisationsformen als Kategorien a priori aufzufassen. Die damit verbundene, traditionsreiche Streitfrage, die auch für die Etablierung der kognitiven Psychologie von entscheidender Bedeutung war, dreht sich um das Problem, ob die Wahrnehmung von Außenreizen an kognitive Prozesse gebunden ist bzw. ob kategorisierende Denkleistungen der Wahrnehmung vorausgehen oder ihr generell nachgeordnet sind.⁶

Während Bruner den Primat des Denkens für den Begriff der *Kausalität* infolge verschiedener Experimente als hinreichend abgesichert ansieht, erwartet er von zukünftigen Experimenten eine weitere Bestätigung seiner Hypothese, dass die mentale Organisation menschlichen Handelns unter der Kategorie *Intentionalität* in vergleichbarer Weise apriorisch angelegt ist.⁷ Als Erfolge auf diesem Weg wertet er die Untersuchungen von Fritz Heider und Marianne Simmel, bei denen Probanden die Bewegungen von geometrischen Körpern auf einer Leinwand »intuitiv« mit intentionalen Handlungsmustern in Verbindung brachten (vgl. Bruner 1986: 18). So wurden beispielsweise ein kleines Dreieck und ein kleiner Kreis von einem großen Quadrat »gejagt« und »bedroht«. Bruner legt dabei Wert auf die Feststellung, dass eine solche Beschreibung völlig spontan und unvermittelt zustande kommt und sich uns gewissermaßen von selbst aufdrängt: »This is to say, intention is immediately and intuitively recognizable: it seems to require for its recognition no complex or sophisticated interpretive act on the part of the beholder.« (Bruner 1986:

6 Vgl. hierzu etwa das Kapitel »On Perceptual Readiness« in Bruner (1973: 7-42) oder die Diskussionen über den »New Look in Perception«, die gegen Ende der 40er Jahre einsetzt und sich bis in die 70er Jahre hinein erstreckt (ebd.: 114-124).

7 Bruner (1990: 17f.) bezieht sich hierbei auf ein Wahrnehmungsexperiment von Baron Michotte aus dem Jahr 1963, mit dem nachgewiesen wurde, dass ein Film, der Bewegungen von Lichtobjekten zeigt, ohne Einschränkung kausal interpretiert wird, wenn sich die Bewegungen mit den Gesetzen der Impulserhaltung in der Mechanik in Einklang bringen lassen. Alan Leslie führte später eine vergleichbare Untersuchung mit sechs Monate alten Babys durch. Diese zeigten Äußerungen des »Erstaunens«, wenn in einem Film mit bewegten Lichtobjekten, die von Erwachsenen kausal interpretiert wurden, eine Sequenz auftrat, der sich bereits bei den Erwachsenen einer kausalen Interpretation widersetzt hatte. Bruner sieht darin den empirischen Nachweis für die Existenz einer apriorischen Kategorie des intentionalen Denkens, die von der »Kausalität« im Sinne von Kant verschieden ist.

18) Wenn weitere Untersuchungen diesen Eindruck bestätigen, dann ist nach Bruner davon auszugehen, dass Intentionalität ein *ursprüngliches Kategoriensystem* darstellt, in dem menschliches Wissen und menschliche Erfahrung ihren Ausdruck finden.

Bruner geht es also nicht nur darum, zwischen einer Fähigkeit zur kausalen Beschreibung von Ereignissen und der Fähigkeit zur Wahrnehmung von Intentionen und zur narrativen Beschreibung menschlichen Handelns zu unterscheiden. Vermutlich um zu vermeiden, dass narratives Denken wieder zum unpräzisen, logisch unsauberen »Sonderfall« abgestempelt wird, versucht er, dieses Denken mit Bezugnahme auf Kant als eine sowohl eigenständige als auch grundlegende Denkoperation (oder Kategorie) auszuweisen:⁸

»Is it unreasonable to suppose, that there is some human ›readiness‹ for narrative that is responsible for conserving and elaborating such a tradition in the first place – whether in Kantian terms, as an ›art hidden in the human soul‹, whether as a feature of our language capacity, whether even as a psychological capacity like, say our readiness to convert the world of visual input into figure and ground? [...] I mean a readiness or predisposition to organize experience into a narrative form, into plot structures and the rest.« (Bruner 1990: 45)

8 In »Actual minds« (1986: 96f.) klingt dieser Gedanke noch sehr vorsichtig bei der Diskussion von Goodmans Konstruktivismus an. In »The Culture of Education« (1996: 16f.) findet der Sachverhalt hingegen einen ziemlich unmissverständlichen Ausdruck: »And this despite the fact that Immanuel Kant, one of the most highly honored philosophers in Western tradition, made so strong a case for time and space as categories of mind rather than facts of nature. Faced with the fact, adduced by anthropologists, that there are local cultural variations in conceptions of time and space, and that these have practical implications in a culture's way of life and thought, we tend to ›naturalize‹ them by labeling them exotic. It seems to be a human universal that we nominate certain forms of interpreted experience as hard-edged, objective realities rather than ›things of the mind‹. And it is widely believed, both among lay people and scientists, that the ›nominees‹ for such objective status reflect certain natural or native predispositions to think and interpret the world in a particular way. These universals are generally considered to constitute the ›psychic unity of mankind‹. They can be considered as limits of human capacity for meaning making.« Die Tendenz, Aspekte unserer Wahrnehmung oder bestimmter Dinge als »natürlich gegebene äußere Tatsachen« hinzunehmen, wird hier also kritisiert mit dem Argument, dass es sich dabei weniger um Eigenschaften der Dinge handelt, sondern um unserem Denken zu Grunde liegende universelle Strukturen, die ein Produkt der Evolution darstellen. Dass Bruner als veritabler Kulturpsychologe noch nicht einmal die Möglichkeit diskutiert oder in Betracht zieht, dass sich auch in unseren Weisen des Denkens Aspekte einer sehr grundlegenden soziokulturellen Praxis niedergeschlagen haben könnten, wirkt jedenfalls recht überraschend.

Menschliche Erfahrung ist nach Bruner also schon deshalb prä-narrativ strukturiert, weil uns eine narrativ organisierte Form des Denkens angeboren ist. Wir hatten bereits im vorangehenden Kapitel darauf hingewiesen, dass eine solche prä-narrative Struktur menschlicher Erfahrung keineswegs unstrittig ist. Und so könnte man auch gegen Bruners Standpunkt einwenden, dass die erwähnten experimentellen Studien noch keinen wirklich zwingenden »Beweis« für eine »innate readiness« abgeben. Die von Bruner angeführten Befunde weisen letztlich einen erheblichen »Interpretationsspielraum« auf (wie beim »Erstaunen« eines sechs Monate alten Babys über unkonventionell bewegte Lichtobjekte) und wirken beinahe ein wenig wie Projektionen der beteiligten Forscher. Damit können diese Befunde höchstens als Hinweise auf das Vorhandensein angeborener narrativer Denkstruktur gelten.

Wie dem auch sei, der Unterschied zwischen dem narrativen und dem kausalen Denken erweist sich meines Erachtens in pragmatischer Hinsicht keineswegs als fundamentaler, wenn man für beide eine »innate readiness« postuliert. Ein formaltheoretischer Nachweis der grundlegenden Differenzen, die zwischen verschiedenen Arten des Denkens bestehen, wie ihn Straub im Rahmen einer Handlungstypologie zur Beschreibung und Erklärung menschlichen Verhaltens systematisch herausgearbeitet hat (Straub 1999: 46-161), ist aus meiner Sicht jedenfalls überzeugender und angemessener als der etwas vage und spekulative Versuch Bruners, angeborene Grundlagen zur intentionalen Organisation sozialer Wirklichkeit zu postulieren. Beide Arten des Denkens sind notwendige Bestandteile alltäglichen und sozialen Handelns und sollten damit automatisch Gegenstand einer wissenschaftlichen Psychologie sein.⁹

Diese kritischen Bemerkungen betreffen aber letztlich nur einen eher randständigen Aspekt von Bruners Ansatz. Seine originäre Denkleistung liegt schließlich nicht im Bereich nativistischer Theorien, sondern in der Fundierung einer kulturpsychologisch orientierten narrativen Psychologie. Diese baut auf der Fähigkeit zur intentionalen Beschreibung und zur narrativen Organisation menschlichen Handelns auf und beschäftigt sich mit dem engen Wechselspiel zwischen Individuum und Kultur, dem wir uns jetzt zuwenden wollen.

9 Weitere kritische Gedanken, vor allem bezüglich der von Bruner behaupteten Distinktheit der beiden Arten des Denkens finden sich bei Baumeister/Newman (1995), Gerrig (1994) sowie Freeman (2002). Vgl. hierzu auch die Ausführungen in Echterhoff/Straub (2003), wo die Frage aufgeworfen wird, ob nicht die beiden Arten des Denkens als unterschiedliche Ausdrucksformen allgemeiner kognitiver Muster aufzufassen sind. Sie könnten dann als spezifische Formate beschrieben werden, die in unterschiedlicher Weise lebensgeschichtliche Erfahrungen thematisierbar machen.

*Der kulturelle Kontext menschlichen Handelns:
»Folk psychology« und »Theory of Mind«¹⁰*

Individuelles Handeln, so könnte man ein Axiom Bruner'schen Denkens formulieren, lässt sich letztlich nur vor dem Hintergrund kulturspezifischer kollektiver Wissensbestände, Regeln, Normen und Deutungsmuster verstehen. Erst vor diesem Hintergrund werden die Besonderheiten des jeweiligen Handelns erkennbar und beschreibbar. Es ist dieser kulturelle Rahmen, »that gives meaning to action by situating its underlying intentional states in an interpretive system. It does this by imposing the patterns inherent in the culture's symbolic systems – its language and discourse modes, the form of logical and narrative explication, and the patterns of mutually dependent communal life.« (Bruner 1990: 34) Dieses kulturspezifische Symbolsystem hilft uns dabei, unser Leben und unsere Erfahrungen zu strukturieren, zu klassifizieren und zu bewerten. Aber auch das Handeln der Menschen, mit denen wir interagieren, mit denen wir uns abstimmen und arrangieren oder mit denen wir Auseinandersetzungen und Konflikte austragen, rekonstruieren wir als »intentional« und geben ihm in den meisten Fällen spontan und intuitiv eine narrative Struktur. Damit gehen wir also zum einen davon aus, dass wir das Handeln unserer Mitmenschen in der gleichen Weise strukturieren können, wie das eigene. Zum anderen spielt hier aber auch die Überzeugung eine Rolle, dass unsere Interaktionspartner in vergleichbarer Weise denken, fühlen und Absichten verfolgen wie wir selbst und dass sie außerdem die gegenständliche und soziale Welt in vergleichbarer Weise rekonstruieren. Was die Rekonstruktion sozialer Wirklichkeit angeht, so geht Bruner davon aus, dass hierbei jeder Mensch über eine »folk psychology« verfügt, deren kollektive Gültigkeit zunächst einmal vorausgesetzt wird:

»All cultures have as one of their most powerful constitutive instruments a folk psychology, a set of more or less connected, more or less normative descriptions about how human beings ›tick‹, what our own or other minds are like, what one can expect situated action to be like, what are possible modes of life, how one commits oneself to them, and so on. We learn our folk psychology early, learn it as we learn to use the very language we acquire and to conduct the interpersonal transactions required in communal life.« (Bruner 1990: 35)

10 Der im angelsächsischen Sprachraum geprägte Terminus »theory of mind« wird gewöhnlich mit »Theorie des Denkens« wiedergegeben. Da die Übersetzung dem vielschichtigen Begriff »mind« nur sehr unzureichend gerecht wird, habe ich mich entschieden, einen weiteren »Anglizismus« in Kauf zu nehmen und den Begriff nicht zu übersetzen, um den Bedeutungsgehalt nicht einzuschränken oder zu verfälschen.

Wir gehen im Alltag zwar nicht generell davon aus, dass andere in völlig identischer Weise handeln, denken, fühlen und erleben wie wir selbst, aber doch in Anlehnung an vergleichbare Prinzipien, Regeln und Konventionen. Manchmal geschieht dies natürlich auch mit abweichenden Zielen, Bewertungen, Gefühlen und Einstellungen und auf diese Weise kommt es schließlich zu Differenzen bei der Beurteilung von Ereignissen und Handlungen. Über unterschiedliche Ansichten und Meinungen lässt sich aber bekanntlich trefflich streiten, man kann den anderen überzeugen oder den eigenen Standpunkt kritisch hinterfragen usw. Eine »folk psychology« bietet damit auch eine Beurteilungsgrundlage dafür, wie Abweichungen, Exzentrizitäten und Regelverletzungen einzuschätzen sind. Andererseits ist sie nicht starr oder dogmatisch; gesellschaftliche Veränderungen sowie kultureller Wandel kommen auch darin zum Ausdruck, dass sich die folk psychology einer miteinander in Interaktion stehenden Gruppe von Menschen ändert. (Man bedenke nur, welche Popularität Begriffe wie »Verdrängung« oder das »Unbewusste« bei der Handlungserklärung erfahren haben, auch wenn sie verglichen mit Freuds Terminologie recht »frei« verwendet werden.)

Ein Aspekt dieser »folk psychology«, der im Laufe der Entwicklung immer weiter ausdifferenziert wird und eine immer stärkere Bedeutung erhält, ist die erwähnte »theory of mind«¹¹, eine Art Sammlung von Hypothesen über Fragen wie: »how human beings tick«, what our own or other minds are like«. Damit verfügt aber nicht nur jedes Individuum über eine »theory of mind«, es kann diese im Rahmen eines intersubjektiven Austauschs auch bestätigen, erweitern oder schrittweise modifizieren. Eine »theory of mind« beruht gewissermaßen auf Hypothesen darüber, wie das eigene Denken, Handeln und Fühlen funktioniert und überträgt diese Hypothesen in analoger Weise auf andere Personen. Mit Hilfe der »theory of mind« sowie der Phantasie bzw. Vorstellungskraft lassen sich imaginäre Welten und Handlungskontexte auf narrativem Weg erzeugen, in die das individuelle Handeln und Erleben von Menschen dann adäquat eingebettet wird.

Hier ist wieder zu berücksichtigen, dass es sich um einen Gegenentwurf handelt, und zwar zum in der kognitiven Psychologie vorherrschenden Modell einer »computational theory of mind«. Bruner übernimmt also den Begriff einer »theory of mind« und versucht, diesen mit neuen narrativ-interpretativen Inhalten zu füllen und in den Kontext einer kulturwissenschaftlich orientierten Psychologie zu stellen, die sich mit der

11 Der Begriff »theory of mind« wurde von Premack/Woodruff (1978) geprägt. Einen Einblick in Themen und Ansätze der theory of mind - Forschung im Bereich der Psychologie vermitteln u.a. Astington/Harris/Olson (1988) sowie Astington (2000a, 2000b).

Erforschung bedeutungsvollen Handelns beschäftigt. Der kulturpsychologische Ansatz von Lew Wygotsky (vgl. etwa Wygotsky 1972) hat in dieser Hinsicht einigen Einfluss auf Bruners Entwurf einer »folk psychology« ausgeübt.

Die Bereitschaft zur narrativen Strukturierung liefert aber auch einen moralischen Bezugsrahmen für den sozialen Austausch und die intersubjektive Verständigung. Unsere alltäglichen Interaktionen gehen in der Regel mit einer Beurteilung von Handlungen und Ereignissen im Hinblick auf ihre Angemessenheit und Rechtmäßigkeit einher. Die aus einer »theory of mind« abgeleiteten Denkkategorien, mit denen wir die soziale Wirklichkeit und ebenso die eigene psychische Wirklichkeit erfassen und strukturieren, werden also im Rahmen unserer lebensweltlichen Praxis nicht nur als weitgehend übertragbar aufgefasst, sie stellen auch ein normatives Bezugssystem, einen Maßstab für die Bewertung von Handlungsverläufen und deren Begleiterscheinungen zur Verfügung. Bruner gibt diesem alltagsweltlichen »Befund« sogar eine wissenschaftliche Fundierung und geht diesbezüglich von angeborenen Universalien aus: »In a word, we come initially equipped, if not with a »theory« of mind, then surely with a set of predispositions to construe the social world in a way and act upon our construals. This amounts to saying that we come into the world already equipped with a primitive folk psychology.« (Bruner 1990: 73)

Nach Bruner sind wir also von Geburt an ausgestattet mit der Fähigkeit, unsere Umwelt nicht nur materiell, sondern auch in den Dimensionen einer *psychosozialen Wirklichkeit* zu erleben, zu konstruieren, zu verstehen und zu bewerten. Der von Geburt an ununterbrochen stattfindenden Auseinandersetzung mit Einflüssen kultureller und gesellschaftlicher Art ist es zu verdanken, dass die angeborene Disposition zur sozial-interaktiven Dimensionierung der Umwelt ausgehend von einer »primitive folk psychology« allmählich differenzierter wird und eine komplexe und vielseitig einsetzbare »theory of mind« entsteht, die ein tiefer gehendes Verständnis normalen sowie abweichenden menschlichen Handelns und Erlebens zulässt.¹² Dabei haben natürlich auch individuelle Erfahrungen und gesellschaftliche Einflüsse Auswirkungen auf die jeweilige Ausprägung einer individuellen »theory of mind«. Diese ergänzen gewis-

12 Um Unklarheiten zu vermeiden, muss an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, dass Bruner den Begriff »folk psychology« mit zwei unterschiedlichen Bedeutungsgehalten verwendet. Zum einen geht es um »naive Alltagstheorien«, also die Wissensbestände, Denkmuster und Kompetenzen, auf die wir uns in unserem alltäglichen Lebenskontext stützen und beziehen. Bruner meint mit »folk psychology« aber auch eine zu etablierende psychologische Disziplin, die sich mit der Erforschung und Analyse solcher individuell vorhandener, sozial vermittelter und kulturell geprägter Wissensbestände, Denkmuster und Kompetenzen beschäftigt.

sermaßen den Prozess der Sozialisation und Enkulturation, der die Individuen vor die Aufgabe stellt, den soziokulturellen Rahmen mit all seinen Selbstverständlichkeiten, Standards und Charakteristika aufzunehmen und zu verinnerlichen. Die größte Herausforderung für den Einsatz einer *theory of mind* liegt aber in der Konfrontation mit dem Fremden und Andersartigen, sei es in Form einer Person, die in einem gänzlich anderen sozialen oder kulturellen Umfeld aufgewachsen ist oder aber in Form von Situationen, die sich nicht in unser Selbst- und Weltbild einfügen lassen und dieses vielleicht sogar radikal in Frage stellen. Gerade das Beispiel des Nationalsozialismus zeigt aber auch, wie die *theory of mind* beinahe eines ganzen Volkes gezielt manipuliert werden kann, so dass bereits kleine Differenzen ausreichen, um andere Personengruppen als andersartig oder gar minderwertig einzustufen. Es wäre daher sinnvoll, zwischen einem offenen oder integrativen Gebrauch einer *theory of mind* und einem rigiden, ausgrenzenden und abwertenden Gebrauch zu unterscheiden.

Wir wollen im Hinblick auf unsere Untersuchungen zum »Führen am Abwesenden« zunächst jedoch nur davon ausgehen, dass Menschen über so etwas wie eine »*theory of mind*« verfügen, und zwar im Sinne eines Konstruktes, das mit Vorstellungen darüber zu tun hat, wie Menschen ihr eigenes Leben sowie ihr soziales Miteinander gestalten, erleben, empfinden und deuten. Die »*theories of mind*« einzelner Individuen können dabei sehr unterschiedlich sein, und zwar einerseits im Hinblick auf ihren Entwicklungsstand und ihre Differenziertheit und andererseits im Hinblick auf ihre inhaltliche Gestaltung. In solchen Fällen ist die Vermittlung von Stimmungen, Eindrücken, Werten, Ansichten etc. natürlich erheblich erschwert, bedarf besonderer Anstrengung oder gelingt auch manchmal schlichtweg nicht.

Eine solche »Instanz« kann man im Hinblick auf autobiographisches Erzählen und das »Führen am Abwesenden« als die »Brücke« bezeichnen, auf der sich Verständigung im Bereich der psychosozialen Dimensionen vollzieht. Genau diese Art von Wissen und Strukturierungsvermögen ist in Situationen von Bedeutung, in denen der eine dem anderen durch sein sprachliches Handeln seine Erinnerungen, Gefühle, Gedanken und Eindrücke in Form von Erzählungen mitteilt. Der Zuhörer versucht hier mit seinen eigenen Vorstellungen und Erfahrungen, Wissensbeständen und Fantasmen die Geschichte zu rekonstruieren, zu deuten und einzuordnen. Schwierig wird es in Gesprächssituationen, in denen die eine Person über soziale Ereignisse berichtet, die der anderen Person wenig vertraut bzw. unbekannt sind oder ihr fremdartig erscheinen. In Situationen, wo dem Zuhörer ein konkreter oder wenigstens ein vergleichbarer Erfahrungshintergrund fehlt, ist neben der Phantasie vor allem die Leis-

tung einer »theory of mind« gefragt, da sie grundlegende Strukturen menschlicher Erfahrungs- und Handlungsdimensionen aufzeigt. Mit ihrer Hilfe lässt sich eine zwar imaginäre, aber doch psychologisch »stimmi-ge« soziale Situation narrativ konstruieren und refigurieren, die dem Verlauf, der Struktur und der Bedeutung einer ungewöhnlichen Erzählung gerecht wird. Die Vergegenwärtigung vergangener Wirklichkeit ist damit in grundlegender Weise ein beiderseitiges oder wechselseitiges Unternehmen, es geht ja nicht nur um die Konstruktion subjektiver Wirklichkeitsbereiche durch den Erzähler, sondern auch um eine erzählerische Präsentation, durch die die »theory of mind« des Zuhörers ganz gezielt angesprochen oder »stimuliert« werden soll. Erst dann ist eine angemessene Teilhabe an den Ereignissen und Begleitumständen oder zumindest ein hinreichendes Verständnis des Erzählten durch den Zuhörer möglich (vgl. hierzu Echterhoff/Saar 2002 sowie die Konzeption der Erzählung als »narrative tool« bei Wertsch 1998, 2002).

Ein wichtiger Aspekt narrativer Kompetenz – und in diesem Begriff laufen, wie ich später noch zeigen werde, die »Fäden« der bisher besprochenen Leistungen und Funktionen des Erzählens zusammen – ist damit in einem pragmatischen Sinn auch das gezielte »Einwirken« auf das szenische, alltagspsychologische sowie soziokulturelle Vorstellungsvermögen beim Zuhörer. Die Vergegenwärtigung vergangener Erfahrungen spricht die theory of mind des Zuhörers direkt an und bestätigt und/oder erweitert diese. Erzählungen dienen aber nicht nur dazu, fremde Eindrücke aufzunehmen, sondern auch, Selbstverständlichkeiten zu hinterfragen und scheinbar Altbekanntes neu zu entdecken oder zu verfremden. Eine gute Geschichte kann alte Gewissheiten auflösen und neue Bedeutungen entstehen lassen. Und all dies erstreckt sich bis in unsere Vorstellungen von den grundlegenden psychosozialen Dimensionen unseres Erlebens und Gestaltens von Wirklichkeit. Die Präsentation von Narrativen und das in ihnen stattfindende Führen am Abwesenden dienen mithin einem spezifischen Wissens- und Bedeutungstransfer, der auf andere Weise vermutlich kaum zu leisten wäre.

In welchem Verhältnis »folk psychology« und »theory of mind« zu autobiographischen Erzählungen stehen, dürfte damit geklärt sein: Sie bereiten die Basis für ein sprachliches Handeln, das aber auch die »Innenansicht« erlebter Vergangenheit zur Darstellung bringt – in all ihren emotionalen, motivationalen, intentionalen und (inter-)aktionalen Facetten.

*Dimensionen und Aspekte des Begriffes
»narrative Kompetenz« bei Bruner*

Die Frage, was eine Erzählung »ausmacht« und was ein Erzähler »leistet«, wenn er eine Geschichte zum Besten gibt, beschäftigt Bruner mehrfach in seinen Texten (vgl. Bruner 1986, 1990, 1998). Von »properties of narrative« (Bruner 1990: 43) ist dabei ebenso die Rede wie von »Universalien [...], die bei der narrativen Konstruktion eine Rolle spielen« (Bruner 1998: 47). Die folgende Zusammenstellung psychologisch relevanter Merkmale für das Anfertigen von Erzählungen aus Bruners Schriften ist daher weder vollständig noch systematisch, sie soll lediglich vier wichtige und bislang noch nicht oder wenig behandelte Aspekte narrativer Kompetenz zusammentragen und konkretisieren.

Dramatische Qualitäten von Erzählungen

Eine wichtige Ergänzung zu den Ausführungen von Stanzel über die Erzählsituation sowie von Quasthoff über die Erzählstruktur stellt Bruners Analyse der dramatischen Qualitäten von Erzählungen dar. In Anlehnung an Kenneth Burke führt er die dramatische Wirkung einer Erzählung auf ein Ungleichgewicht zwischen fünf verschiedenen Einflussgrößen zurück. Diese sogenannte »Pentade« des Dramas setzt sich zusammen aus einer *Szene*, einem *Handelnden* (mit einem bestimmten Charakter), einer *Handlung*, mit der ein bestimmtes *Ziel* verfolgt wird und bei der deshalb zu bestimmten *Mitteln* gegriffen wird. In diesem System tritt nun im Verlauf der Ereignisse eine Störung oder ein Zwischenfall ein, der die ursprünglich vorhandene Balance erschüttert und zur Folge hat, dass die Ereignisse eine signifikante Wendung nehmen und sich dabei manchmal auch in eine zunächst völlig unvorhersehbare Richtung entwickeln. Durch die Involviertheit des Protagonisten in die sich wandelnden Lebens- und Handlungsumstände bekommen Erzählungen ihre Lebensnähe, sie künden von den Verstrickungen des Einzelnen in neue Situationen und Konstellationen, die den betroffenen Individuen ständig Anpassungsleistungen, den Aufbau neuer Kompetenzen oder den Entwurf neuer Strategien der (Über-)Lebensgestaltung abverlangen. Wie im weiteren noch auszuführen sein wird, muss dann das Reagieren, Handeln oder Erleiden der betreffenden Personen schließlich interpretiert und vor dem Hintergrund der vorhandenen Regeln, Normen und Erwartungen moralisch bewertet werden. Bruner geht damit einen Mittelweg zwischen Stanzel und Quasthoff: Während dramatische Erzählungen einerseits ein generalisierbares Strukturmerkmal aufweisen – das (plötzliche) »Ungleichgewicht« ihrer Teile –, sind sie andererseits an bestimmte Gestal-

tungsprinzipien oder Erzählformen gebunden, um die Konsequenzen aus diesem Ungleichgewicht in anschaulicher Weise thematisieren zu können.

Kanon und Abweichung

Eine weitere von Bruner hervorgehobene Leistung von Narrativen stellt für soziale Interaktionen ein wichtiges Mittel zur Einordnung und Beurteilung alltäglicher Ereignisse dar. Erzählungen besitzen nämlich auch eine wichtige *Vermittlungsfunktion* in dem Spannungsfeld zwischen Kanon und Abweichung, zwischen dem Normalen oder Gewohnten und dem Außergewöhnlichen oder Fremdartigen (vgl. hierzu auch Chafe 1990 sowie Lucariello 1990). Konformes Verhalten und Handeln empfinden wir in unseren alltäglichen Lebenszusammenhängen als mehr oder minder selbstverständlich, Abweichungen stufen wir hingegen als erklärungsbedürftig ein. Bruner weist mit Nachdruck darauf hin, dass das Verhältnis zwischen dem Exzeptionellen und dem Normalen in vielen Fällen durch das Erzählen einer Geschichte bestimmt wird. Dabei ist das Regel- und Normensystem, das zur Beurteilung eines konkreten Geschehens erforderlich ist, fest mit kulturellem Wissen und einer bestimmten kulturellen Lebenspraxis verbunden und wird im Idealfall von allen Betroffenen (zumindest unbewusst) geteilt. Erzählungen besitzen damit eine Vermittlerrolle zwischen manifest abweichendem Verhalten und der normativen Kraft der vorherrschenden folk psychology. Man muss es als eine der herausragenden psychosozialen Leistungen von Erzählungen einstufen, dass mit ihnen Begründungen und Erklärungen für Regelverletzungen geliefert werden können, durch die (gegebenenfalls) auch verständlich wird, warum sich jemand in einer bestimmten Situation nicht an die vorhandenen Rollenerwartungen, Skripts oder Verhaltensschemata gehalten hat:

»Thus, while a culture must contain a set of norms, it must also contain a set of interpretive procedures for rendering departures from those norms meaningful in terms of established patterns of belief. It is narrative and narrative interpretation upon which folk psychology depends for achieving this kind of meaning. Stories achieve their meanings by explicating deviations from the ordinary in a comprehensible form [...].«(Bruner 1990: 47)

Bruner geht dabei offensichtlich von der Annahme aus, dass hinter Regelverletzungen eine für Außenstehende zunächst nicht hinreichend erkennbare oder ungewöhnliche Intention steckt. Auch abweichendes Verhalten gilt Bruner generell als intentional motiviert bzw. intentional be-

schreibbar und es ist gerade die Leistung einer Erzählung, diese zunächst für Außenstehende verborgene Intention offen zu legen: »Es sind die intentionalen Zustände ›hinter‹ den Handlungen, nach denen in einer Erzählung gesucht wird: Die Erzählung sucht Gründe, nicht Ursachen. Und diese Erkundung von Handlungsgründen, von Gründen, die man dann beurteilen kann, steht ganz oben auf dem Programm der Erzählung.« (Bruner 1998: 56; vgl. auch Bruner 1990: 49f. sowie Harvey/Martin 1995)

Kulturelle Regeln, Normen und Gepflogenheiten können in Erzählungen aber auch generell zur Disposition stehen, was nichts anderes bedeutet, als dass Geschichten auch gesellschaftlich-kulturelle Veränderungen dokumentieren oder (mit) in Gang setzen können. Da wir unser Leben lang Geschichten aufnehmen, verbreiten und zu verstehen versuchen, kann man davon ausgehen, dass Erzählungen mit schöner Beständigkeit unsere gesellschaftlichen und kulturellen Standards bestätigen, »nachjustieren« oder neu definieren. *Erzählungen sind damit auch ein wichtiger Bestandteil gesellschaftlich-kulturellen Wandels.* Denn manche Aussagen von Geschichten lassen sich mit den bestehenden Ansichten und Meinungen zu einem bestimmten Thema nicht mehr in Einklang bringen und verlangen nach einer gründlichen Restrukturierung des Sachverhaltes. Autobiographische Erzählungen leisten also mitunter einen entscheidenden Beitrag dazu, menschliche Erfahrungen aus ihrer Fixierung an die Gegenwart und jüngste Vergangenheit zu lösen.

Dabei sollte aber nicht vergessen werden, dass nicht alles Handeln, das wir mit Intentionen »unterlegen« können, auch intentional motiviert ist. Gerade Erzählungen bieten einen Rahmen für die Darstellung von verzweifelterm, kopflosem, panischem, mit einem Wort: mehr oder minder orientierungslosem Tun von Menschen, wenn die ursprünglichen Handlungsziele ihre Berechtigung verloren haben oder in unerreichbare Ferne gerückt sind. Das »reflexartige« Unterschieben stimmiger Intentionen weist eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Vorgang auf, der in anderen Zusammenhängen des Verstehens von lebensweltlichen Differenzen als »Nostrifizierung« bezeichnet wird. Bruner argumentiert ähnlich wie Quasthoff, dass es in Erzählungen um Regelverletzungen gehen muss, denn sonst wäre der Sachverhalt in vielen Fällen banal und streng genommen keine Geschichte. Narrative zeichnen sich eben unter anderem dadurch aus, dass sie unkonventionelle Dinge zur Sprache bringen oder »das allzu Vertraute wieder fremd macht« (Bruner 1998: 60). Und damit verweist auch Bruner auf die der Erzählung innewohnende innovative und wirklichkeitskonstituierende Kraft, die er seitens der Zuhörer noch ergänzt sieht durch die »verblüffende Bereitschaft, die Welt in neuen Farben zu malen und umzugestalten« (Bruner 1998: 61). Oder, wie wir

aufgrund der bisherigen Ausführungen ergänzen würden, das Interesse des Zuhörers, sich mit Hilfe von Erzählungen einen Eindruck von vergangenen oder fremdartigen Welten zu verschaffen.

Zuhörerorientiertheit

Auch Bruner erkennt die Notwendigkeit an, *eine Geschichte so zu erzählen, dass sie vom Zuhörer leichter aufgenommen werden kann*: »Discourse must make it possible for the reader to ›write‹ his own virtual text.« (Bruner 1986: 25) Um diesen Schritt zu ermöglichen bzw. zu erleichtern, müssen Erzählungen gegenüber Menschen mit unterschiedlichen Vorerfahrungen eine gewisse »Offenheit« besitzen und auch – zumindest in einem gewissen Rahmen – unterschiedliche »Lesarten« zulassen. Bruner bezeichnet die damit angedeuteten Eigenschaften von Erzählungen als »subjunctivizing transformations« und führt diesbezüglich drei Prinzipien an: (a) eine Vermeidung allzu expliziter Bedeutungen, die den Spielraum des Rezipienten im Hinblick auf Deutungsmöglichkeiten einschränken würden, (b) eine »Subjektivierung« im Sinne der Vermeidung einer allwissenden Erzählperspektive, um die Identifikation mit der erzählenden Person zu erleichtern und (c) einen Wechsel zwischen verschiedenen Erzählperspektiven (und gelegentlich auch verschiedenen Erzählerfiguren), durch den der Verlauf der Ereignisse aus verschiedenen Perspektiven und Aspekten zu einem Gesamtbild zusammengetragen wird (vgl. Bruner 1986: 25f.). Der damit geschaffene, relativ offene Handlungs- und Ereignisraum ist für den Zuhörer wichtig, da er in vielen Fällen vor der Aufgabe steht, Dinge zu rekonstruieren, die er selbst nicht erlebt hat.¹³ Bruner verwendet in diesem Zusammenhang auch den Begriff »dual landscape«, mit dem signalisiert werden soll, dass Erzählungen zum einen eine Darstellung der dramatischen Handlungsabläufe beinhalten (»landscape of action«), zum anderen aber auch Aspekte der psychologischen Realität der beteiligten und betroffenen Personen zum Ausdruck bringen (»landscape of consciousness«). (Bruner 1986: 14)

Auch Bruner betont also die Bedeutung narrativer Schematisierungsleistungen im Hinblick auf die Konstruktion der unterschiedlichsten Handlungswelten und für die »Innenperspektiven« der Menschen, die in diesen Welten ihr Leben zu gestalten versuchen. Er verweist diesbezüglich aber auch auf gedächtnispsychologische Befunde (in Anlehnung an Bartlett 1995 und Mandler 1984). Zum einen können sowohl erlebte als

13 Natürlich gibt es auch die Möglichkeit einer gemeinschaftlichen Rekonstruktion von Ereignissen oder der Konfrontationen verschiedener erzählerischer Darstellungen eines Ereignisses miteinander. Vgl. hierzu Welzer (2000).

auch erzählte Erfahrungen nur durch eigene narrative Schematisierung (»framing«) in Gedächtnisinhalte transponiert werden. Und zum anderen trägt dieser Prozess nicht nur die Züge einer individuellen »Speicherungsleistung«, sondern auch in hohem Maße soziale Züge, da neue Erfahrungen in die vorhandenen gesellschaftlich-kulturellen Repräsentationen eingebunden werden müssen. Lassen sich die neuen Erfahrungen mit den vorhandenen Schemata assimilieren, so läuft dieser Prozess reibungslos. Erweisen sich die Erfahrungen hingegen als dissonant, so kann es durchaus geschehen, dass die narrativ konstruierten Ereignisse so lange modifiziert werden, bis sie »passen«, oder aber sie werden beiseite geschoben, ignoriert und vergessen.

Interpretation

Mit Nachdruck verweist Bruner schließlich noch darauf, dass im Zentrum einer narrativen Psychologie bzw. einer »folk psychology« das Sinn und Bedeutung stiftende sprachliche Handeln einzelner Individuen steht. Die Beschäftigung mit Erzählungen in *alltäglichen Lebenszusammenhängen* verlangt daher auch nach *interpretativen Schritten*, mit deren Hilfe sich die Bedeutungszusammenhänge von Erzählungen erschließen lassen. Will man als Zuhörer eine Geschichte verstehen, so muss man immer einer Vielzahl von Aspekten Rechnung tragen, sowohl expliziten wie impliziten, denn menschliches Handeln steht nicht nur in einem unmittelbaren Handlungskontext, es ist sowohl polyvalent als auch fest in einem kulturellen Kontext verankert (vgl. Boesch 1991). Zu diesem kulturellen Kontext gehört, wie bereits erwähnt, ein System von Normen und moralischen Grundannahmen, die zur Beurteilung und Einordnung des in Frage kommenden Ereignisses oder Handelns herangezogen werden müssen. Interpretation setzt also einen umfassenden Beurteilungs- und Orientierungsrahmen voraus, mit dessen Hilfe die einzelnen Facetten einer Geschichte sowie deren Stellung und Funktion im Hinblick auf die Gesamtstruktur der Erzählung dann eingeordnet werden können. Auch Bruner beschreibt das Verstehen einer Geschichte als einen hermeneutischen Akt:

»Da die Bedeutungen der Teile einer Geschichte ›Funktionen‹ der Geschichte als ganzer sind und weil zugleich die Geschichte als ganze in ihrem Aufbau auf geeignete konstituierende Teile angewiesen ist, erscheint die Interpretation von Geschichten unheilbar hermeneutisch. Die Teile einer Geschichte und ihr Ganzes müssen, so wie sie gemacht sind, sozusagen dazu gebracht werden, zusammenzuleben.« (Bruner 1998: 57)

Die Inanspruchnahme interpretativer und hermeneutischer Verfahren bei der *wissenschaftlichen* Analyse von Erzählungen verlangt nach einem texttheoretischen Ansatz. Die wissenschaftlichen Kriterien eines empiristischen oder rationalistischen Paradigmas lassen sich kaum mehr mit der Interpretation narrativer Konstrukte in Einklang bringen (vgl. hierzu Kochinka/Werbik 1997). Bei der interpretativen Analyse von Erzählungen müssen ganz andere Kriterien im Hinblick auf die Relevanz, den Geltungsanspruch und den Wahrheitsanspruch angesetzt werden als dies etwa in experimentellen psychologischen Studien der Fall ist. Bruner weist in diesem Zusammenhang, wie bereits erwähnt, darauf hin, dass Geschichten im Hinblick auf Eigenschaften wie »verisimilitude« und »lifelikeness« beurteilt werden. Bei der Interpretation geht es selbstverständlich nicht um die dogmatische Etablierung einer verbindlichen Lesart eines Textes, sondern darum, eine »überzeugende und widerspruchsfreie Auslegung dessen zu liefern, was eine Geschichte bedeutet« (Bruner 1990: 57). Gerade auch konkurrierende Interpretationen können einen wichtigen Beitrag zu einem angemessenen Verständnis von Erzählungen liefern.

Aspekte wie *Glaubwürdigkeit*, *Lebensechtheit* oder *Authentizität* berühren nicht nur in erheblichem Maße die Frage nach dem Führen am Abwesenden, sie sind auch zentrale Begriffe einer Zuhörerpsychologie (vgl. Kapitel 5 und 6). Der Erzähler steht vor der Aufgabe, dem Zuhörer die ungewohnten Aspekte einer fremdartigen Wirklichkeit dergestalt zu vermitteln, dass dieser sich in eine ihm zwar unbekannte, aber aus seiner Sicht authentisch und psychologisch stimmig wirkende Welt versetzen kann.

Das Verhältnis von Intentionalität und Erzählung

Nicht jedes Handeln in einer narrativ konstruierten Wirklichkeit ist dabei aber durchgängig intentional in dem Sinn, den Bruner diesem Begriff beilegt. Ich will im Folgenden zeigen, dass sich das Potenzial von Bruners Begriff der narrativen Kompetenz erweitern lässt, wenn man die Rolle der Intentionalität kritisch reflektiert. Zunächst muss man feststellen, dass Intentionalität als Grundfigur narrativen Denkens bei Bruner einen quasi universellen Charakter besitzt.¹⁴ Der damit sehr weit gefasste

14 Leider ist dieser sehr weite Intentionalitätsbegriff auch inhaltlich nicht sehr klar bestimmt, was gelegentlich zu Irritationen führt. So charakterisiert Bruner »intentional states« als »beliefs, desires, intentions [sic!], [moral] commitments« (Bruner, 1990: 14). Es wäre wirklich eine Überlegung wert, ob Wünsche und Hoffnungen, moralische Ansichten und Verpflichtungen in einen Topf gehören und ob sie nicht überhaupt Handlungsformen beschreiben, die man vom Typ zielgerichteten und damit in

Intentionalitätsbegriff ist ein notwendiger und unverzichtbarer Bestandteil menschlichen Handelns: »The first is that to understand man you must understand how his experiences and his acts are shaped by his intentional states.« (Bruner 1990: 33) Wie bei den Ausführungen zu Quasthoff bereits geschehen, könnte man darauf verweisen, dass nicht alles Handeln intentional ist und dass verschiedene Typen der Handlungserklärung und Handlungsbeschreibung voneinander differenziert werden, wie etwa das regelgeleitete, das intentionale und das narrative Handeln (vgl. Straub 1999: 56ff.). Gerade für das autobiographische Erzählen, als die hier zur Disposition stehende Form menschlichen Handelns, lassen sich hinreichend Beispiele finden, die deutlich machen, dass der Akt des Erzählens keineswegs durchgängig als souverän, zielgerichtet und absichtsvoll beschrieben werden kann. Wer sein Leben präsentiert, greift dabei auf der formalen Ebene immer auch zurück auf kulturspezifische Konstruktionsregeln personalen Lebens. Diesen weist beispielsweise Bude einen Status »zwischen intentional-bewusst und topisch-unbewusst« zu (Bude 1984: 11). Und dann gibt es noch den erwähnten Fall auf der inhaltlichen Ebene, dass ein Erzähler bisweilen selbst unter den Einfluss seiner eigenen Darstellung gerät. So manche Lebensgeschichte kommt jedenfalls nur gegen erhebliche innere Widerstände und unter gravierender emotionaler Anspannung zur Darstellung und zum Abschluss.

Aus wissenschaftshistorischer Sicht ist die exponierte Stellung des Begriffes der »Intention« in Bruners Schriften natürlich gut nachvollziehbar. Genau um diesen Begriff entzündete sich ja der Streit zwischen den »Mentalisten« und den »Antimentalisten« in der kognitiven Psychologie. Bruners Position in diesem Streit ist eindeutig: Der Begriff »Intention« gilt ihm als unverzichtbarer Bestandteil einer Psychologie zur Untersuchung bedeutungsvollen Handelns und dieser Stellenwert kommt in seinen Veröffentlichungen auch unmissverständlich zum Ausdruck. Intentionalität wird für ihn beinahe zu so etwas wie einem Schlüsselbegriff der kognitiven Wende, der die Forschung hinsichtlich der Frage nach der »proper study of men« in zwei Lager spaltet. Nicht die Relevanz der Erforschung intentionalen menschlichen Handelns soll hier auch zur Debatte stehen, sondern lediglich die Verschmelzung unterschiedlicher Formen menschlichen Handelns und Erlebens (sowie deren Begleiterscheinungen wie Wünsche, Hoffnungen etc.) in einem singulären Typus. Soziale Interaktion konzeptualisiert Bruner aber ausschließlich in einer Weise, dass

einem strengeren Sinne intentionalen Handelns unterscheiden sollte. (Ganz abgesehen davon, dass Bruner sich an dieser Stelle mit der Aufzählung von »intentions« als »intentional states« einer zirkulären Definition schuldig macht!)

Menschen mit »intentionalen Zuständen« aufeinandertreffen: »A cultural psychology, almost by definition, will not be preoccupied with ›behavior‹ but with ›action‹, its intentionally based counterpart, and more specifically, with situated action – action situated in a cultural setting, and in the mutually interacting intentional states of the participants.« (Bruner 1990: 19)

Ich möchte dem die These gegenüberstellen, dass gerade das Erzählen von Geschichten einen Zug aufweist, der damit nivelliert oder übersehen zu werden droht. Betrachtet man nämlich die eher »schicksalhaften« Episoden in Lebensgeschichten, dann wird deutlich, dass hier sehr häufig gerade das *Scheitern* intentionalen Handelns thematisiert wird. Nicht nur beim Prozess der Verfertigung einer lebensgeschichtlichen Erzählung kann die Intentionalität ins Hintertreffen geraten, weil der Erzähler von seiner eigenen Geschichte »überwältigt« wird. In Erzählungen, die von individuellen Rückschlägen und Widerfahrnissen handeln, geht es mit schöner Regelmäßigkeit um Konstellationen, bei denen die Ziele, Pläne und Orientierungen des Protagonisten erschüttert wurden oder zum Erliegen gekommen sind. Wenn man die Komplikation als elementaren Bestandteil einer Erzählung auffasst, dann muss man auch die Auswirkungen des in der Komplikation thematisierten Geschehens auf die in der Geschichte handelnden Personen berücksichtigen (vgl. hierzu auch Beaugrande 1982, Stein/Trabasso 1982). Gerade hier werden die bisherigen Ziele, Wünsche und Absichten zum Problem, wenn nicht gar obsolet. Für den Fall eines Erzählers, der seinen »Schicksalsschlägen« mit einer gewissen Distanz gegenübersteht, ist Bruner natürlich absolut Recht zu geben: Hier wird Kontingenz, wie bei Ricœur beschrieben, im Zuge der Fabelkonfiguration bewältigt. Was ist aber mit den »frischen Wunden« oder den »nicht heilenden Wunden«, die das Leben einem zufügen kann. Werden diese thematisiert, dann unter dem Aspekt, dass hier »eine Welt zusammenbricht«, dass intentionale Orientierungen verloren gehen, Ziele und Wünsche aufgegeben werden müssen und für den Augenblick nur diese Verluste zu beklagen sind.

In solchen Erzählungen steht also gerade das *Modell der intentionalen Handlungsbeschreibung (vorübergehend) zur Disposition*, das absichtsvolle oder reguläre Handeln wird aus seinen vorgezeichneten Bahnen gedrängt und gewinnt einen völlig neuen Charakter und damit auch oft eine völlig neue Bedeutung. In solchen Fällen zeigt die Erzählung entweder, wie bestimmte Formen der Alltags- oder Krisenbewältigung zum Zuge kommen oder wie das Individuum beispielsweise an seinen ursprünglichen Vorstellungen und Zielen auf tragische Weise festhält und schließlich scheitert. Auf diesem Weg kann folglich das *intentionale oder regelgeleitete Handeln selbst zum Gegenstand der Reflexion* ge-

macht werden und damit zu einem inhaltlichen Bestandteil der Erzählung.

Auch Bruners Pentade des Dramas läuft konsequent auf eine Thematisierung oder besser Infragestellung der allgegenwärtigen Intentionalität menschlichen Handelns hinaus: Eine Szene, die umschlägt, ein Handelnder, der scheitert, Mittel, die versagen, eine Handlung, die unerwartete Konsequenzen nach sich zieht und, last but not least, ein Ziel, das sich nicht erreichen lässt. Alle diese dramatischen Entwicklungen variieren ein Thema: die Unzulänglichkeit und Begrenztheit menschlicher Intentionen und menschlichen Handelns in einer mit Kontingenz durchsetzten Welt. Es ist gerade das Wechselspiel zwischen der Kontinuität, die intentionales Handeln stiften kann (Habermas 1988: 208 spricht in diesem Zusammenhang von der performativen Kraft von Erzählungen) und dem Ringen nach Orientierung und Halt, wenn unsere Ziele und Absichten plötzlich ins Wanken kommen, die einer Geschichte ihre Botschaft und Bedeutung gibt. In solchen Fällen ist nicht ohne Grund die Rede von »panischen Reaktionen«, von »blindem Aktionismus« oder von Handeln »im Affekt«. Eine klare intentionale Struktur ist hier jedenfalls nicht mehr erkennbar.

Aber auch in weniger dramatischen Zusammenhängen werden in Erzählungen wichtige Unterscheidungen herausgearbeitet, die konstitutiv sind für die Bedeutung des zur Disposition stehenden Handelns. In manchen Passagen wird um *unterschiedliche Konzeptionen menschlichen Handelns* geradezu gerungen. Erzählungen präsentieren eben nicht nur Akteure mit klaren und festen Zielen und Absichten, manchmal wird gerade die Nebensächlichkeit oder Abwesenheit von Intentionen als charakteristisch und essenziell herausgestellt. Um ein Beispiel zu nennen: Eine »Mitläufer-Biographie« über die Zeit des Dritten Reichs könnte durchaus die Tendenz aufweisen, bestimmte prekäre Handlungen, wie etwa den Eintritt in die NSDAP, *gerade nicht als intentional* zu rekonstruieren, sondern als ein an die »Umgebung« bzw. die vorherrschenden Regeln angepasstes oder von den Strömungen des Zeitgeschehens beeinflusstes, um nicht zu sagen von den Ereignissen »mitgerissenes« Handeln.

Es kann mit anderen Worten für einen biographischen Erzähler erstrebenswert sein, den Aspekt der Autonomie individuellen Handelns abzuschwächen und die Gründe des Handelns anderweitig (external) zu bestimmen (»man wurde zum Beitritt gezwungen«). Es macht einen gravierenden Unterschied, ob die Verwendung des Hitlergrußes als absichtsvolles Handeln, als Bekenntnis zur nationalsozialistischen Symbolik und Politik präsentiert wird, oder als schleichender Prozess, ein sich fast unmerklich vollziehender Wandel gesellschaftlicher Konventionen.

Hinsichtlich solcher Aspekte kann es durchaus ein »Ringen« um die richtige Deutung bzw. um das richtige Verständnis zwischen einzelnen Zeitzeugen oder zwischen Erzähler und Zuhörer geben. Es geht dabei auch um die Bewertung und Einordnung bzw. um die ethisch-moralische »Positionierung« der in der Erzählung präsentierten Geschehnisse. Gerade bei solchen Beschreibungen und Erklärungen menschlichen Handelns steht einiges auf dem Spiel, nämlich die *Konstituierung eines umfassenden Bedeutungskontextes*, der für den weiteren Verlauf der Erzählung die Tendenz und »Richtung« vorgibt.

Menschliches Handeln sollte deswegen im Rahmen einer narrativen Psychologie gerade im Hinblick auf solche Differenzierungen und Abstufungen höchst sensibel sein, um diese nicht zu nivellieren. Intentionalität erscheint damit keineswegs als ein durchgängiges oder unabdingbares Strukturmerkmal bei der Handlungsbeschreibung, sondern eher als ein spezifisches *Gestaltungselement* von Erzählungen. Man kann Bruner natürlich insofern Recht geben, dass intentionales Handeln so etwas wie die »Grundfigur« oder der Ausgangspunkt bei der Darstellung menschlicher Erfahrungen in narrativer Form ist. Aber in vielen Erzählungen »zerbrechen« diese Intentionen, sie lösen sich auf und machen dadurch Platz für Veränderung und Entwicklung. In anderen Erzählungen werden sie bspw. auf eine harte Probe gestellt, aber der Protagonist kann ihnen trotz der widrigen Umstände treu bleiben; er erreicht sein Ziel und wird dadurch zum Helden. Aber das ist eben ein anderer Typ von Erzählungen, mit einer ganz anderen existenziellen Aussage.

Deshalb muss auch die *diametral entgegengesetzte Qualität menschlicher Erfahrungen* vorgesehen sein und Gestalt annehmen können: das Leben als *Widerfahrnis*, das Leben als eine auch mit *Brüchen* und *Kontingenzerfahrungen* angefüllte Zeitspanne, die nicht mit einem Schlag wieder in den Griff (und auf einen Begriff) zu bekommen ist. Das Leben als Verlust der intentionalen Handlungsorientierung unter dem Druck der Ereignisse. Der Bereich zwischen diesen beiden Polen ließe sich dann auffüllen mit Feinabstufungen bei der Beschreibung menschlichen Handelns. Dieses kann Züge von Gewohnheit und Anpassung tragen, kann gleichgültig sein, aber auch spontan und kreativ sowie zielgerichtet und oft natürlich absichtsvoll. Bei der Gestaltung und Vermittlung solcher Aspekte geben sich autobiographische Erzähler häufig viel Mühe, denn damit werden schließlich wesentliche Momente der *Fabelperspektivierung* festgelegt. Der sensible, souveräne oder kreative Umgang mit unterschiedlichen Arten der Handlungsbeschreibung und Handlungserklärung ist damit durchaus als ein charakteristischer Aspekt narrativer Kompetenz anzusehen. Narrative Kompetenz schafft damit auch die Möglichkeit, das große Spektrum zwischen Handeln als Ausdruck indi-

vidueller Souveränität und der Widerfahrnisqualität mancher Ereignisse sprachlich zu bewältigen.

Basiskomponenten narrativer Kompetenz

Aber auch andere, in den vorhergehenden Kapiteln besprochene und beschriebene Aspekte und Funktionen des Erzählens laufen letztlich im Begriff der narrativen Kompetenz zusammen. Sie lassen sich – wie im Folgenden zu zeigen sein wird – alle als Bestandteile oder Basiskomponenten narrativer Kompetenz auffassen. Werden diese Komponenten mit wachsender Kunstfertigkeit und schließlich Raffinement eingesetzt, so lässt sich hier auch der Begriff der narrativen Sensibilität mit ins Spiel bringen. Lassen wir die im bisherigen Verlauf der Arbeit thematisierten Aspekte deshalb noch einmal kurz Revue passieren:¹⁵

- Zunächst ist narrative Kompetenz an andere grundlegende psychische Leistungen gekoppelt bzw. baut auf diesen auf. So greifen wir vor allem im Rahmen autobiographischer Erzählungen in charakteristischer Weise auf unser individuelles Gedächtnis zurück und dies erfordert bereits einige Erfahrung und Fähigkeit im Hinblick auf die Schematisierung von Erlebnissen, Erfahrungen und Ereignissen noch bevor diese in eine Erzählung überführt werden. Die Leistungen des Gedächtnisses und die Elaboration von Erinnerungen kann man mithin als narrative Basiskompetenzen bezeichnen. Da eine Autobiographie kein »Abbild« der erlebten Wirklichkeit darstellt, sind bereits hier vielfältige und sowohl individuelle als auch kreative Prozesse am Werk, die keineswegs immer auf eine fehlerfreie Reproduktion, sondern vielmehr auf die aktive Stiftung von Sinn und Bedeutung hinauslaufen.
- Mit der Berücksichtigung, Gestaltung oder auch dem gezielten Einsatz der Konstituenten der Erzählsituation (Stanzel) kommt als nächstes eine formale Komponente mit ins Spiel, die dem Aspekt der »dramatischen Qualität von Erzählungen« bei Bruner nahe steht. Die

15 Obwohl die Analyse verschiedener Funktionen des Erzählens einen breiten Raum einnimmt, erreichen diese Ausführungen noch keinesfalls den Rang einer systematischen oder umfassenden Darstellung. Dies liegt zum einen daran, dass die Überschneidungen einzelner in der Literatur beschriebener Erzählfunktionen sehr groß sind und Systematisierungsbemühungen damit generell gewisse Grenzen gesetzt sind. Zum anderen sind die Schwierigkeiten im Gegenstand selbst angelegt, der erst allmählich und aufgrund erheblicher Forschungsbemühungen seine Komplexität preisgibt (vgl. hierzu Quasthoff 2001: 1295). Relativ umfassende Bemühungen um eine Systematisierung der Funktionen des Erzählens finden sich (neben der von Quasthoff in Kap. 3.2.2) bei Straub (1998 und 2003).

- Vermittlung von Stimmungen, der Aufbau innerer Spannung, der Grad an Involviertheit gegenüber dem Geschehen erfordern ebenso einen kompetenten Umgang mit den Bausteinen des Erzählens wie die Ausgestaltung einer Erzählung als dramatische Reinszenierung oder als berichtende Darstellung. Wie an anderer Stelle bereits hervorgehoben wurde, besitzt diese formale Komponente auch einen erheblichen Einfluss auf die Bildung von Vorstellungen beim Zuhörer. Beim Führen am Abwesenden kann der Erzähler die ganze Bandbreite zwischen einer unmittelbar-erfahrungsorientierten und einer distanzierend-objektivierenden Perspektive »vorgeben«. Übernimmt der Zuhörer diese Perspektivierung des Geschehens, so kann er dementsprechend an der psychologischen Nähe der Ereignisse mit teilhaben oder aber mit dem Erzähler zusammen das Geschehene überblicken, begutachten und reflektieren.
- Die strukturelle Komponente setzt beim Erzähler sowie beim Zuhörer wiederum eine gewisse Vertrautheit im Umgang mit der Normalform einer Erzählung (Labov und Waletzky) und der Funktion ihrer einzelnen Teile voraus. Dazu kommen charakteristische Momente, wie der »Planbruch« einer Erzählung (Quasthoff) sowie die verschiedenen sprecher-, hörer- und kontextorientierten Funktionen, die sich mit dem strukturellen Aufbau einer Erzählung in Verbindung bringen lassen. Dieses Grundmodell lässt sich dann schrittweise verkomplizieren, wenn ein Erzähler mit Einschüben, Rückblenden etc. arbeitet. Auch können einzelne Episoden hinsichtlich unterschiedlicher Aspekte Bezüge zueinander aufweisen oder in ein hierarchisches Verhältnis zueinander gestellt werden. Narrative Kompetenz macht sich also auch dann bemerkbar, wenn in einer komplexen Geschichte der »rote Faden« sowohl beim Erzähler als auch beim Zuhörer erhalten bleibt.
 - Was den Aspekt der Temporalisierung von Ereignissen bzw. der narrativen Gestaltung von Zeitlichkeit angeht, so weisen die damit verbundenen Theorien in der Regel bereits von sich aus eine große Affinität zum Begriff der narrativen Kompetenz auf. Die Darstellung temporaler Prozesse in Form von Narrativen gilt dabei als individuelle Leistung des Erzählers, der bestimmte Erinnerungen oder Ereignisse in eine temporale Struktur überführt. Die dabei stattfindende Bedeutungskonstitution trägt erkennbar Züge einer poetischen Schaffensleistung, auch wenn dabei auf eine klar umgrenzte Anzahl von archetypischen Erzählformen (White) zurückgegriffen werden muss. Begriffe wie Mimesis, Fabelkomposition oder Fabelbildung (Ricoeur) verweisen aber nicht nur auf den Aspekt einer individuellen Kompetenz, die dazu führt, dass das interessierende Ereignis narrative Ges-

talt annimmt. Sie verweisen darüber hinaus zum einen auch auf eine Vielfalt kultureller Praktiken und Konventionen, die ihren Ausdruck in narrativen Gestaltungsmöglichkeiten, Schematisierungsregeln und -vorgaben finden. Zum anderen ermöglichen sie gerade infolge dieser soziokulturellen Basis auch eine Brücke hin zum Zuhörer, der ebenfalls seine narrative Kompetenz einbringen muss, um den Verlauf der Erzählung bei der Refiguration möglichst adäquat mitgestalten zu können. Dieser intersubjektive Aspekt narrativer Kompetenz eröffnet damit die Möglichkeit, dass narratives Handeln gleichzeitig Aspekte einer kreativen individuellen Gestaltungsleistung, einer überindividuelle Gültigkeit beanspruchenden Schematisierungsleistung und nicht zuletzt auch ein Element der Traditionsbildung in sich trägt.

- Gerade die Originalität und die innovative Kraft einer Erzählung verdient besondere Beachtung, denn schließlich appelliert der Erzähler auch an die Vorstellungskraft des Zuhörers, der sich durchaus auch unbekannte Aspekte einer vergangenen oder fremdartigen Wirklichkeit in Ansätzen zu erschließen vermag. Die Beschäftigung mit narrativer Kompetenz darf dementsprechend nicht ausschließlich auf inhaltliche, formale oder strukturelle Aspekte bezogen bleiben, sie muss auch die Einflussnahme auf die Vorstellungskraft des Zuhörers mit einbeziehen. Auf diesen Aspekt werde ich vor allem im zweiten Teil dieser Arbeit eingehen. Für das Führen am Abwesenden stellt aber gerade dieser Aspekt narrativer Kompetenz einen wichtigen und unverzichtbaren Bestandteil dar – und einen Bestandteil, der in den meisten Ansätzen, die das Erzählen als eine vorwiegend individuelle Leistung beschreiben, gerne vernachlässigt wird.

Weitere und dabei eher pragmatische Dimensionen narrativer Kompetenz werden uns in den Teilen zwei und drei beschäftigen. Narrative Kompetenz wird damit zu einem vielschichtigen Konzept, bei dem es letztlich nicht verwundern kann, dass in der einschlägigen Literatur recht unterschiedliche, bisweilen auch heterogene Darstellungen aufeinander treffen. Dies sollte jedoch nicht die zentrale Bedeutung dieses Begriffes für eine Psychologie schmälern, die sich mit alltäglichen und lebensgeschichtlichen Erlebnissen und Widerfahrnissen von Menschen beschäftigt.

Neben der Notwendigkeit einer weiteren inhaltlichen Differenzierung steht auch eine präzise formaltheoretische Bestimmung dieses Begriffs, wie sie etwa von Straub gefordert wird, noch in den Anfängen (vgl. Straub 1998: 15f.). Die Skepsis gegenüber Bruners Versuch, auf nativistischer Ebene die Besonderheit narrativen Denkens zu begründen, hat in den vorangehenden Ausführungen eine »Lücke« sichtbar werden lassen,

die auch mit dem Nachweis funktionaler und pragmatischer Differenzen zwischen einem paradigmatischen und einem narrativen Denken und Sprach-Handeln noch nicht restlos geschlossen werden kann. Dies wird deutlich, wenn man als Vergleichshorizont die Bestimmung anderer Formen der Intelligenz in der Psychologie, wie der kognitiven Kompetenz (z.B. Piaget) oder der moralischen Kompetenz (Piaget, Kohlberg) heranzieht. Was derzeit noch fehlt, ist beispielsweise ein Modell, mit dem sich auch in entwicklungspsychologischer Perspektive – also hinsichtlich der Genese narrativer Kompetenz – klare Abgrenzungen vornehmen lassen.

